

lich-rechtlichen und privaten Programmen wider, die hier im größeren Anteil an Berichterstattung und Dokumentation sowie Magazinen bei den öffentlich-rechtlichen und Serien, Spielfilmen und Shows bei den privaten Sendern zu Tage treten. Allerdings trifft die Präferenz für Informationsangebote nicht für alle öffentlich-rechtlichen Programme aller Länder in gleicher Weise zu wie in Deutschland.

In der Zusammenfassung interpretiert G. Christine Müller die Befunde aus ihren Daten im Hinblick auf die Programmstrategien, die die öffentlich-rechtlichen Sender in den einzelnen Ländern gewählt haben, um sich im dualen System gegen die Konkurrenz kommerzieller Sender behaupten zu können. In Deutschland, so die Studie, unterscheidet sich das öffentlich-rechtliche Programm einheitlich durch ein größeres Informationsangebot und größere thematische Vielfalt von den privaten Programmen. In Großbritannien orientieren sich alle Sender tendenziell am Profil öffentlich-rechtlicher Programme. In den anderen Ländern dagegen spaltet sich das öffentlich-rechtliche System. Während eines der beiden öffentlich-rechtlichen Programme am öffentlich-rechtlichen Profil orientiert bleibt, orientiert sich das andere tendenziell am Profil der privaten Programme. Offenbar findet dort eine partielle Anpassung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an den privaten Rundfunk statt, die es in Ländern mit starker öffentlich-rechtlicher Tradition und solider Finanzierungsbasis so nicht gegeben hat. Der europäische Fernsehmarkt, so die Studie, wird weitgehend von den unterschiedlichen nationalen Rahmenbedingungen geprägt. So kommt es, dass die Gemeinsamkeiten zwischen den europäischen Fernsehprogrammen weniger europäisch, sondern mehr durch US-Importe und Übernahmen erfolgreicher amerikanischer Programmkonzepte geprägt sind. Auch hierin zeigt sich ein Beleg für die europäische Vielfalt. Nach solchen Befunden stellt sich am Ende des europäischen Fernsehens für die Autorin die Frage, ob es nicht sinnvoll und überfällig sei, den öffentlich-rechtlichen Grundversorgungsauftrag in die gesamteuropäischen Fernsehrichtlinien aufzunehmen, um die europäische Identität auf dem Fernsehsektor zu stärken.

Die Studie behandelt ein Thema, das komplex und facettenreich ist. Auch wenn die Darstellung in den einzelnen Kapiteln in mancher Hinsicht zu kurz geraten ist und sowohl der Zu-

gang zur Datenbasis als auch die Verknüpfung der Ergebnisse mit Befunden aus anderen Analysen unterbleibt, bietet sie auf anschauliche Weise einen Einstieg in die noch wenig zusammenhängend dargestellte europäische Fernsehprogrammlandschaft. Wer sich intensiver mit den angesprochenen Fragen befassen will, findet die Beschreibung der europäischen Rundfunksysteme ausführlicher im Bredow-Handbuch und eine Fülle von Programmdateien in der von André Lange seit 1994 jährlich für das Statistische Jahrbuch des Council of Europe (Europäische audiovisuelle Informationsstelle in Straßburg) aufbereiteten Fernsehprogrammstatistik europäischer Länder.

Udo Michael Krüger

Klaus Merten

Gewalt durch Gewalt im Fernsehen?

Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1999 – 287 S.

ISBN 3-531-133977-7

Nicht nur fürs Fernsehen, aber für es im besonderen Maß, ist wiederholt die Frage diskutiert oder oft genug auch dramatisiert worden, ob und wie seine brutalen Inhalte reale Gewalt erzeugen, also gewaltbereite Einstellungen hervorrufen oder zumindest unterstützen oder gar zu Gewalthandlungen anleiten. Keine andere Frage der Fernsehwirkung dürfte so intensiv und widersprüchlich traktiert, aber auch mit unhaltbaren Behauptungen überfrachtet worden sein – M. Kunczik sprach schon 1994 von mehr als 5.000 Studien weltweit –, aber kaum eine andere Frage ist weiterhin so umstritten. Zuletzt (und womöglich auch letztmalig) entzündete sie sich hierzulande an den Programminhalten der privatkommerziellen Fernsehsender, nachdem eine künstliche Programmwoche von Groebel/Gleich¹ im Auftrag der Landesmedienanstalten Anfang der 90er-Jahre untersucht worden war. Die inkriminierten Sender retournierten sogleich und beauftragten den Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten und sein damaliges Institut Comdat gewissermaßen mit „Gegenstudien“, die prompt für die Auftraggeber positiver – aller-

1 Jo Groebel/Uli Gleich: Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender. Opladen 1993

dings bei Sendeinhalten ein und zwei Jahre später – ausfielen. Seither ist – zumindest offiziell – „Abrüstung des Bildschirms“ angesagt, aber wissenschaftlich überprüft wurde sie nicht mehr, denn recht ruhig ist es in der Öffentlichkeit um die TV-Violenz geworden – sofern man nicht Volkes Stimme bei der einen oder anderen Veranstaltung oder Protestaktion hier und da beachtet. Wenn überhaupt, so entflammt die Debatte nun an den Exzessen im Internet, etwa am besonders üblen und beschämenden Beispiel Kinderpornografie; bricht jedoch dort fast ebenso rasch angesichts der unweigerlichen gesetzlichen Vollzugsdefiziten und der virtuellen Internationalität von Tätern und Netzen in sich zusammen.

All die fernsehbezogenen Studien und Aktivitäten des letzten Jahrzehnts (und darüber hinaus) finden sich nun – noch einmal – in dem vorliegenden Band Mertens dokumentiert und kommentiert. Insofern ist die wissenschaftspolitische Kontextuierung für dieses Buch von Belang. So zeigt er die Disparität des Gewaltbegriffs auf, weil der sich in diversen Kontexten unterschiedlich darstellt, liefert profunde Referate über Theorie und Empirie massenmedialer Gewaltforschung als Teil der Medienwirkungen, das – wie man von Mertens skeptischer Haltung zur empirischen Wirkungsforschung erwarten kann – äußerst kritisch, mit unbestechlichen Hinweisen auf behavioristische Verkürzungen, Defizite und Desiderate der Forschung ausfällt. Aber es finden sich auch wissens(schafts)politische Betrachtungen über die Konjunkturen, Themen und Interessenlagen der Gewalt im Fernsehen-Debatte und über die politischen und pädagogischen Optionen von Prävention und Sanktion, wobei Merten erneut seine kritische, aber letztlich verkürzte Sicht der Medienpädagogik – gewissermaßen als Reparaturagentur – rekapituliert. Unmittelbarer empirischer Anlass ist eine Inhaltsanalyse der Gewaltdebatte in der „Frankfurter Rundschau“ von September 1991 bis Ende Oktober 1995, bekanntlich in einem als besonders für die Medienkritik sensiblen und damit für Sensationsmache unverdächtigem Organ. Doch auch dieses neigt, so Mertens Fazit, trotz vieler Nuancen insgesamt zu „erheblicher Irrationalität“ und „Unheilssemantik“ (S. 222), besonders dann, wenn über „reale Gewalt“ zu berichten ist und dafür nach eindeutigen, oft genug auch spektakulären Ursachen gesucht wird.

Vor allem hinsichtlich der deutschen Forschung ergänzt Mertens Band mithin Kunziks² mehrfach, zuletzt 1998 aufgelegte Synopse der internationalen Forschung, wie er auch den von Friedrichsen/Vowe³ herausgegebenen Sammelband über diese Thematik fort schreibt. Wenn man es ganz nüchtern betrachtet: Mehr lässt sich zu diesem weidlich traktierten Thema kaum mehr sagen – sofern man nicht noch weiterhin, aber unerklärlicherweise davon ausgeht, dass jemand den Stein der Weisen der Medienforschung findet und überzeugend wie eindeutig endlich belegt, wie das Fernsehen und seine violenten Inhalte wirken, und zwar überindividuell, überzeitlich und dennoch konkret und nachweislich. Doch schon die Erwartung darauf indiziert bekanntlich ein bestimmtes Wissenschaftsverständnis, nämlich das der wie immer begründeten Nomologie und des Erkenntnisprogresses, dem alle anderen eher ideografischen, verstehenden oder auch subjektbezogenen entgegenstehen.

Auch Merten neigt – wie schon vor ihm 1973 amerikanische Wissenschaftler in dem berühmten „Report on Television and Social Behavior“ an den „Surgeon General“ und auch M. Kunzik in seinen historischen Abrissen über das Phänomen der Mediengewalt seit Aristoteles – eher zur Skepsis und attestiert am Ende Erkenntnis wie Debatte „keinen Lernprozess“, vielmehr folgten sie einem „Recycle-Prinzip“ oder „feststehenden Ritual“ nach dem Motto: „Je größer die aufschreckende *reale* Gewalt ausfällt, desto massiver werden stets die gleichen Argumente von den beteiligten Adressaten artikuliert“ (S. 260). Metatheoretisch ordnet Merten daher den „Diskurs um die Gewalt durch Gewalt in den Medien“ der „Risikokommunikation“ zu, einem Kommunikationstypus, mit dem die Gesellschaft als Ganze Unübersichtliches, Unfassliches und letztlich Unkalkulierbares in vermeintlich plausible oder auch scheinbar vereindeutigte Kategorien abdrängt und letztlich „die steigende Unfähigkeit“ überdeckt, „sich der Medien als Beschaffer von Wahrheit zu versichern“, wie es Merten in seinen von ihm geschätzten Thesen zuspitzt (S. 262). Aber ganz vermag diese Erklärung

2 Michael Kunzik: Gewalt und Medien. Köln/Wien 1998, 4. Aufl.

3 Mike Friedrichsen/Gerhard Vowe: Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien, Fakten und Analysen. Opladen 1995

nicht zu befriedigen, denn allenthalben sind auch konkrete Interessen im Spiel, die auf die eine oder andere Weise von solchen Begriffsmanövern profitieren. Jedenfalls müsste sich jede künftige einschlägige Studie über Mediengewalt zunächst mit Mertens strikter, aber weithin zutreffender Attribuierung dieser Forschung auseinander setzen und sie begründet überwinden, um nicht blind zu riskieren, das Recycl-Rad nur wieder einmal weiter zu drehen. Doch dass dies geschieht – auch darüber muss man skeptisch sein.

Hans-Dieter Kübler

Waltraud Cornelißen / Christa Grebel

Gleichberechtigung on air?

Zur Präsentation von Männern und Frauen im niedersächsischen Hörfunk – eine empirische Untersuchung

Berlin: Vistas 1999. – 285 S.

(Schriftenreihe der NLM; 5)

ISBN 3-89158-242-5

Von der „Verbannung der Frauen in die symbolische Nichtexistenz“ sprach Gaye Tuchman 1980 (im amerikanischen Original bereits 1978). Mehr als 20 Jahre später nahezu dasselbe zu lesen, scheint nicht gerade originell. Wo also liegt das retardierende Moment – in „der Wirklichkeit“ oder in der Forschung? Sowohl als auch – das ist das sehr knappe Resümee der Studie „Gleichberechtigung on air?“, die Waltraud Cornelißen und Christa Grebel im Auftrag der Niedersächsischen Landesmedienanstalt erstellt haben. Sie untersuchen die Präsentation von Männern und Frauen in den privat-kommerziellen Hörfunkprogrammen Hit-Radio Antenne und Radio ffn sowie den öffentlich-rechtlichen Programmen NDR 1, NDR 2 und N-Joy. In einer quantitativen Analyse erfassen die Autorinnen dabei innerhalb einer natürlichen Woche im Jahr 1997 die Themenstruktur der Informationsbeiträge, das Geschlecht der Personen on air in ihren jeweiligen Funktionen und Kontexten – entweder als JournalistInnen oder als ExpertInnen, HörerInnen im Gespräch oder InterviewpartnerInnen. Anschließend wollen Cornelißen und Grebel die „Abwertung, Reduktion und grobe Vernachlässigung von Personen“ (S. 143) in einer qualitativ angelegten Sprachanalyse erfassen. Zudem un-

tersuchen sie die (wenigen) Wortbeiträge, die explizit Gleichstellungsfragen zum Thema machen. Ziel dieses interpretativen Vorgehens ist es, „ein ganzes Bedeutungs- und Sinnpotenzial diskursanalytisch zu erschließen und dessen Ausschöpfung durch die jeweilige Hauptzielgruppen zu reflektieren“ (S. 161).

Mit dieser Studie liegt neben der Arbeit von Petra Werner und Lars Rinsdorf zum nordrhein-westfälischen Lokalfunk eine weitere Analyse aus dem Bereich des Hörfunks vor, der bislang in der Medienforschung insgesamt, aber auch speziell in der Geschlechterforschung wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Während für das Fernsehen einige Analysen zum Frauenbild und der Frauendarstellung existieren (nach der „legendären“ Küchenhoff-Studie von 1975 die öffentlich-rechtliche und kommerzielle Sender einbeziehende Arbeit von Monika Weiderer von 1993) und Printmedien zwar keineswegs flächendeckend, aber im Bereich der Frauenzeitschriften durchaus systematisch (vgl. bspw. Röser 1992), im Bereich der Tagespresse eher exemplarisch (vgl. Schmerl 1985 oder Müller-Gerbes/Werner 1993) untersucht worden sind, lagen für den Hörfunk bislang kaum Erkenntnisse über die Konstruktion von Geschlechterrollen vor. Das Nebenbei-Medium erschien offenbar nicht relevant genug, um erforscht zu werden. Mit den finanziellen Ressourcen der Landesmedienanstalten hat sich das geändert. Der Auftrag qua Landesrundfunkgesetz, „zur Verwirklichung der Gleichberechtigung beizutragen“, wird jetzt auch in Niedersachsen einer Prüfung unterzogen. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Trotz wenig befriedigender Ergebnisse über die Thematisierung von Geschlechterfragen, die Präsentation von Männern und Frauen, die Arbeit mit Stereotypen – trotz alledem bieten die niedersächsischen Hörfunkprogramme keinen Grund zur Beunruhigung. Denn – so schätzten es bereits Werner/Rinsdorf ein – der normative Programmauftrag hilft allenfalls, systematische Diskriminierung zu verhindern, nicht jedoch veränderte Programmgestaltung zu erzwingen. Was also kann und soll eine derartige Studie dann leisten?

Zuerst einmal will sie uns Wissen über die Konstruktion von Geschlechterrollen im Hörfunk vermitteln. Die quantitativen Befunde machen dabei die nur geringfügigen Änderungen seit Tuchmans Äußerung von 1978 deut-